

A u s g a b e
nach der
Konfiskation.

DIE FACKEL

NR. 207

WIEN, 23. JULI 1906

VIII. JAHR

Spiegel sterbender Welten

Von Karl Hauer

Von den drei Büchern, deren eminent kulturpsychologischen Sinn und Zusammenhang ich in den folgenden Studien klarlegen möchte, schildert jedes in ganz verschiedener Weise das Ende einer ungeheuren Epoche, den Zusammenbruch einer unermeßlichen Kultur, das Sterben einer Welt.

Im sogenannten »Satyrikon« zeichnet Petronius mit heiterer, überlegener Kunst das *Fernbild* eines Untergangs, den Beginn des großen Sterbens der Antike. Die Keime des Todes mehren sich zur Zeit des Petronius bereits im Riesenleibe der römischen Welt und diese fühlt auch schon ihr unaufhaltsam sich vollendendes Geschick; aber die Angst ist noch dunkel und unbewußt, ihr dumpfes Pochen ist noch unhörbar und ihre Larve ist eine sorglose Ausgelassenheit. Nur ist diese Sorglosigkeit etwas schauspielerisch und betont, und diese Ausgelassenheit etwas gierig. Der Rhythmus des Lebens und des Genusses ist merkwürdig hastig, wie von geheimen, unsichtbaren Stacheln gespornt, und wird immer hastiger, verändert sich unaufhörlich und verzerrt sich endlich zum Krampf des Sterbens ...

Der mystisch—glühende Sklavensinn des Orients fand Einlaß durch tausend Kanäle und vergiftete das kalte, stolze Herz des Römers, das dekadente, nihilistisch—spekulative Griechentum schlich sich tief in seinen Geist, unaufhaltsam zuströmendes asiatisches und afrikanisches Gesindel zehrte an seiner Kraft, die vergrabene christliche Propaganda organisierte das zahllose Sklavenvolk zum Aufstand, nordische Barbarenhorden vollendeten das Werk der Zerstörung — und aus dem Schutt des Imperiums erwuchs sehr langsam das Rom der Päpste und dehnte sich, die kühne Synthesis von Orient und Okzident, zum Wunderbau der Kirche des Mittelalters ... Aber nur der Leib des Heidentums ist begraben. Was dem Menschen einer lichtereren Zeit göttlich und heilig war, ist nun unreine Lust, Sünde und Satan. In Satans Gestalt entsteigt die Seele des Heidentums dem Grabe und ringt als der »böse Feind« mit dem Christusreiche. Und Satan triumphiert! Die kirchliche Allmacht liegt am Ende dieser Epoche in Agonie, der Widersacher verwirrt mit entsetzlichem Wahne die Seelen der Getreuen, die kasteiten Leiber brechen, vom Versucher bewohnt, nieder, die epidemische Hysterie, die schrecklichste Seuche des Mittelalters, rast mit unerhörter Macht durch die Lande und die Besten und Stolzesten der Menschen werden unbegreifliche, erschreckende Monstra. In der Geschichte des Gilles de Rais, des »Marschalls des allerchristlichsten Frankreich« des Beschützers der Jungfrau von Orleans und Kindermörders größten Stils zeigt uns Huysmans in »Là—bas« mit der kühlen, unfehlbaren Kennerschaft des Spezialpsychologen und mit der Schilderkunst des großen Impressionisten das *Nahbild* dieses Einsturzes, den unmittelbaren Toteskampf des Mittelalters. Und in der Umrahmung dieser Geschichte, die das

Fortwuchern des Satanskultes bis in unsere Tage schildert, hören wir gleichsam noch die letzten schattenhaften Schemen des Mittelalters verröcheln

Als letztes Vermächtnis des Altertums war — über das Mittelalter hinaus — die Ungleichheit von Mensch und Mensch und die Idee des absoluten Herrschertums geblieben. Die hierarchische Kirche selbst, mehr und mehr vom Geiste des Heidentums verführt, wurde die Nährmutter des Absolutismus. Die weltliche Macht der Kirche und die Idee des Christentums, durch ein Weltalter gegensätzlicher, unversöhnlicher Entwicklung geschieden, stehen endlich gegeneinander auf und stürzen die Welt in ein Chaos von Krieg und Aufruhr. Die Endkonsequenz des Christentums fordert die allgemeine und völlige Gleichheit der Menschen und die gegen Königtum und Kirche gerichtete Revolution ist in Wahrheit der letzte Triumph der christlichen Idee über das Heidentum und die Verwirklichung des christlichen Ideals: die Allgewalt der uniformen Masse ... Der Marquis de Sade hat den Tod der Aristokratie und des Absolutismus selbst erlebt. Das Schicksal dieses überzeugtesten und entschiedensten Aristokraten ist eine beispiellose Farce. Der Absolutismus wirft ihn, den Offizier des Königs, ins Gefängnis, der Revolutionsmob holt ihn daraus hervor, und Napoleon, der es unternimmt, dem rollenden Verhängnis in die Speichen zu fallen und den Absolutismus zu retten, läßt ihn als lästigen »citoyen« ins Irrenhaus stecken. In seinem kunst— und formlosen, von unerquicklicher, satanistischer Erotik erfüllten Roman »Juliette ou les prospérités du vice« — zweifellos der elementarste, schrankenloseste und aufrichtigste Temperamentsausbruch der Weltliteratur — findet das Sterben (ich vermeide mit Absicht das dubiose Wort »Entartung«) der letzten vornehmen Kultur auf Erden für den, der gut zu lesen versteht, den erschütterndsten Ausdruck. Es ist das Sterben selbst, das hier schreit und stöhnt ...

DAS »SATYRIKON« DES PETRONIUS

Von Gajus Petronius, der mit höchster Wahrscheinlichkeit mit dem Verfasser jener 20 Bücher »Saturae« zu identifizieren ist, deren Torso unter dem Namen »Satyrikon« der Nachwelt erhalten blieb, entwirft Tacitus das folgende anmutige und ungemein charakteristische Bildchen:

»Den Tag verbrachte er mit Schlafen, die Nacht mit dem Ordnen seiner Affären und mit den Freuden des Lebens. Andere Menschen werden durch Fleiß berühmt, dieser wurde es in Untätigkeit. Er war kein gewöhnlicher Lebemann und Verschwender, der wie die meisten sein Vermögen verpraßte, sondern eher ein Gelehrter der Erotik. In seinen Reden und in seinen Ausschweifungen lag eine gewisse Geringschätzung, welche aber unter der Maske einer noblen Schlichtheit jedermann angenehm war. Doch zeigte er sich als Prokonsul in Bithynien und gleich darauf als Konsul als einen Mann, der wohlbefähigt war, wichtige Geschäfte mit Eleganz zu erledigen. Nachdem er von Berufen frei war, zog ihn sein Hang zum Vergnügen wieder auf das Blumenlager verfeinerter Wollust und er wurde unter die wenigen Günstlinge des Nero als arbiter elegantiarum aufgenommen. Nero hielt nichts für genußvoll, wenn es ihm nicht sein Petronius dafür empfohlen hatte. Deswegen aber wurde Tigellinus auf ihn eifersüchtig und erachtete ihn als Nebenbuhler, der ihn in galanten Kenntnissen bei weitem übertraf. Tigellinus, auf die Grausamkeit, die Hauptleidenschaft des Monarchen, bauend, beschuldigte den Petronius, ein Mitverschworener des Scevinus zu sein, bestach einen Sklaven,

der ihn denunzierte, und ließ den größten Teil seiner Familie verhaften, damit ihm alle Mittel zur Verteidigung benommen wären. Von ungefähr reiste der Kaiser zu dieser Zeit nach Campanien bis Cumä, woselbst Petronius bewacht wurde. Dieser vermochte den Zustand zwischen Furcht und Hoffnung nicht länger zu ertragen; doch nahm er sich nicht plötzlich das Leben, sondern ließ sich die Adern öffnen und, wie es ihm gefiel, wieder verbinden und wieder eröffnen. Während dieser Zeit unterhielt er sich mit seinen Freunden, aber nicht von ernsthaften Dingen, als wenn er den Ruhm eines standhaften Philosophen hätte erwerben wollen, sondern er scherzte mit ihnen. Nichts wurde von der Unsterblichkeit gesprochen, von der Seele und den Lehrsätzen der Weisen, sondern verliebte Liedchen und graziöse Verschen wurden gesungen. Einige von seinen Sklaven bedachte er mit Geschenken, einige ließ er bestrafen. Er ging unter grünen Lauben spazieren und schlummerte bisweilen, sodaß er seinen gezwungenen Tod in den besten natürlichen verwandelte (66 n. Chr.)«

Was Tacitus weiter erzählt, daß nämlich Petronius das Manuskript der »Saturnae« dem Nero als »Testament« gesandt habe, und daß darin »die schändlichen Handlungen des Tyrannen« unter Decknamen beschrieben seien, ist eine müßige Legende, die von Tacitus mit gewohnter Kritiklosigkeit übernommen wurde. Die oberflächlichste Lektüre des »Satyrikon« belehrt uns, daß wir es mit keinem Schlüsselroman zu tun haben, sondern daß hier ganz realistisch und naiv das Leben in und um Neapel, die sonnige hellenische Kulturinsel auf italischem Boden, geschildert wird, und daß dem Petronius eher das tiberische als das neronische Italien vorschwebte.

Eine unbeschreiblich angenehme, eine klare, durchsonnte, freie Luft, *heidnische* Luft atmen wir in diesem Buche ... Ich kenne tatsächlich keinen eleganteren Schriftsteller als Petronius. Seine Meisterschaft ist unsichtbar, verschwindet völlig hinter seinem Werke. Das Schwierigste und Bedenklichste erscheint bei ihm leicht und unbedenklich, das Sorgfältigste und Überlegteste flüchtig und kokett, das Notwendigste und Wichtigste zufällig und belanglos. An keinem Buche merkt man weniger die »Arbeit«, nichts ist lautloser und diskreter als die Technik dieses Buches, dessen Inhalt der erste, unbewußte Angstschrei einer sterbenden Welt ist. Es klebt weder Schweiß noch Tendenz daran, es spricht sich keine »Persönlichkeit« darin aus, es bleibt keine »Weltanschauung« als Destillat zurück. Selbst Stoff, Idee und Perspektive des Buches scheinen absichtslos gewählt, als bloßer Vorwand zu artistischer Gestaltung. Alle kostbaren Elemente der viel späteren romanisch—gallischen Satirenkunst (Boccaccio, Rabelais) sind in Petronius im höchsten Maße vorgebildet.

Unser nachchristlicher Sinn muß sich an die absolute Freiheit eines literarischen Kunstwerkes von ethischer und persönlicher Belastung erst nach und nach gewöhnen und unser an umschlossene Horizonte gewöhntes Auge vermag in dieser unbegrenzten Weite zunächst nichts zu erkennen. Die Helligkeit und Klarheit über diesem Werke blendet uns und macht es uns dunkel. Titel und Ruf des Werkes (in Literaturgeschichten heißt es: »Die entsetzliche Sittenlosigkeit, welche Petronius enthüllt«) lassen uns eine derbe Satire auf manche Ausschreitungen der römischen Kaiserzeit mit moralischen Posaunentönen vermuten und diese vorgefaßte Idee dürfte die totale Verkennung verschulden, die das »Satyrikon« von den meisten seiner Leser erdulden muß. (Der sonst vortreffliche Heinse, der durch seine Übersetzung, deren er sich später so tief und ergötzlich schämte, das »Satyrikon« den Deutschen vermit-

telte, ist eben zu deutsch d. h. schwerfällig, um petronische Delikatesse restlos wiederzugeben.) Dem Spötter Petronius ist, wie jedem guten Spötter, unbekannt, was »Entrüstung« ist. Seine Satire ist jenseits von Moral und Unmoral, sie ist Selbstzweck, sie dampft nicht. Sein Spott schwebt schwerlos und unbekümmert über Menschen und Dingen und beißt nicht. Petronius karikiert niemals (auch der gute Protz Trimalchio, der sich einen silbernen Pißtopf nachtragen läßt und einen griechischen Sänger hält, ist durchaus Porträt, allerdings ein scharf charakterisiertes, zum Typus erhobenes), er belichtet nur mit einem wunderbar kräftigen Scheinwerfer, den er gelassen im Kreise dreht, Personen und Ereignisse, die dann, ohne sein Zutun, zur Karikatur ihrer selbst werden. Unter diesen durchdringenden, ruhig und stetig wandernden Strahlen wird auch das »Filigran der Dinge«, wie Nietzsche es nennt, sichtbar und die minutiöse Mechanik des menschlichen Fühlens und Handelns liegt hier plötzlich wie ein entblößtes Uhrwerk vor uns. Alle die manchmal ungeheuer modern anmutenden Episoden, die der Scheinwerfer erhellt, sind Bilder für sich. Aber unmerklich greifen sie ineinander über, verweben sich zu einem grandiosen Gesamtaspekt — und aus dem mit höchster Kunst komponierten Rahmen eines scheinbaren schäbigen Kolportageromanes lacht uns das heitere Spiegelbild einer bereits müden, etwas morbiden Welt, einer Welt im Beginne einer langen Agonie entgegen ... Die Heiterkeit des Petronius ist die seltenste und intensivste Art von Heiterkeit. Sie taucht aus einem Schauspiel des Unerquicklichen empor, sie erhebt sich über ein tiefes Ahnen des Verfallens. Es ist jene Heiterkeit vor dem Verhängnis, die das Leben doppelt auskosten will, und es ist nicht Galgenhumor, sondern tiefstes Glücksgefühl, das hier zum Ausdruck gelangt: amor fati. Reifgewordenes verschwendet sich hier, lacht des eigenen Unterganges, und der von Tacitus beschriebene Tod des Petronius wird uns erst durch die Lektüre des »Satyrikon« ganz verständlich ...

Der alte, ewig gleiche halkyonische Himmel wölbt sich über dem Italien des Tiberius, aber fremdartige Elemente sind in seinen Leib eingedrungen wie giftige Keime in einen gesunden Körper. Alle Völker des Erdballs hat Rom unterjocht und beraubt, reich und verlockend ist es geworden, und nun schwärmen Barbaren begehrlieh um die glitzernde Herrin.

Eine Weltherberge ist die italische Halbinsel geworden. »Nicht von eigenen Bürgern belebt, sondern von der Hefe der ganzen Welt erfüllt«, findet sie Petrons Zeitgenosse Lucanus, der Verfasser der »Pharsalia«. Das tiefgesunkene Griechentum hat sich über das ganze Imperium verbreitet und vergiftet den römischen Geist mit dem Pesthauch seiner negativen Dialektik. Aus Achaia und den griechischen Kolonien siedelte sich allerlei Händler— und Schwindlervolk im Süden der Halbinsel an und baute eine Staffel nach dem Nor—Jen. Griechische Sophisten werden massenhaft Lehrer und Erzieher bei allen vornehmen römischen Familien und bei Hof ist der griechische Einfluß in raschem Steigen begriffen. Der Römer vermag sich des Griechentums nicht mehr zu erwehren, aber trotz ihrem Einflusse stehen die Griechen in schlechtem Rufe und »Grieche« ist dem vornehmen Römer der petronischen Zeit ein Synonym für »Streber« und »Hundsfott«. Auch das Judentum, das sich der griechischen Sprache oder vielmehr eines griechischen Jargons bedient, hat im ganzen Reiche Niederlassungen. Asien und Afrika sandten ihren Menschenüberfluß nach Italien, und die schlechthin undefinierbare Schar der Chreistos—Anbeter verstand es, sich überall ein unterirdisches, verborgenes Dasein zu schaffen, und fast überall ist sie mit dem Griechentum eng liiert. Griechische Philosophie und christliche Lehre verschmelzen sich allmählich zum spätern Gebäude kirchlicher Dogmatik.

Das Heidentum, im vornehmen Römer verkörpert, wehrte sich gegen die neue Lehre, die ihre Anhänger »frohe Botschaft« nannten, verzweifelt, und in den ersten Jahrhunderten war das Christentum im buchstäblichsten Sinne eine Sklavenreligion. Aus den unzähligen Sklaven und Freigelassenen rekrutierten sich fast ausschließlich die ersten Christen in Italien. Und unnötig zu sagen, daß hauptsächlich die Weiber die eifrigsten Anhängerinnen und Werberinnen der Christuslehre wurden. Es muß eine unbegreiflich zähe Kraft in dieser Schar gesteckt haben, man höre nur, was der streitbare Tertullian, um das Jahr 200 schreiben konnte:

»Würde es uns etwa, wenn wir nicht Rache im Verborgenen, sondern offene Feindseligkeit üben wollten, an Zahl und Menge fehlen? Wir sind von gestern, — und schon haben wir euer ganzes Gebiet erfüllt, die Städte, Inseln, Kastelle, Munizipien, Flecken, selbst die Lager, die Tribus, die Dekurien, den Palast, den Senat, das Forum.«

Der Wackere übertreibt wohl, aber das Selbstbewußtsein dieser Rede und das Wort von der »Rache im Verborgenen« sprechen Bände! ...

Im bunten Volksgemengsel der »griechischen Stadt« Neapel erlebt Enkolpius seine ganz und gar nicht heroischen und nach modernen Begriffen ziemlich unsauberen Abenteuer. Er ist, gleich seinem Freunde Ascyllus, je nach den Umständen Student, Lustknabe vornehmer Ritter, Liebhaber hochmöglicher Damen oder Kurtisanen, Dieb, Räuber und Schmarotzer. Er liebt den lockigen kleinen Giton, der ihm und Ascyllus halb Sklave halb Geliebter ist, und diese keineswegs romantisch—verstiegene, sondern recht sinnliche Liebe ist neben der Not des vagabundierenden Lebens das Movens der Ereignisse. Strichjungen, Lustknaben, Huren, Kuppler, Kupplerinnen, vornehme Kurtisanen und Wegelagerer wimmeln fortwährend durch den Plan dieser durchaus dem damaligen alltäglichen Leben entnommenen Begebenheiten. Und jede dieser Figuren ist mit dem geringsten Aufwand von Strichen absolut lebenswahr gezeichnet und steht lebhaftig vor uns. Jeder Mensch spricht seine eigene Sprache, der Plebejer redet plebejisch und der Gebildete gebildet, der Händler redet in Handelsausdrücken und, die Hure gebraucht die Vokabeln, die ihrem Gewerbe geläufig sind, der Literat spricht eine reine und gezielte Sprache und der Fremdling seinen Jargon. Petronius ist der erste und unübertroffene künstlerische Naturalist. Ein Zola'scher Roman, unmittelbar nach Petronius gelesen, erscheint kunstlos, umständlich, unintelligent, derb. Nicht zu reden von Witz und Grazie! Das Erstaunlichste an den petronischen Gestalten ist, daß sie in ihrer strotzenden Realität lauter ewige Typen sind. Enkolpius und Ascyllus — der zwischen Bourgeois und Proleten stehende, zu allem bis auf Arbeit entschlossene, sich vom Leben treiben lassende Bohème mit Halb— oder Dreiviertelbildung; Quartilla und Circe — das unersättliche sexuelle Vollweib; Trimalchio — der gutmütige, ungebildete Parvenu; Eumolpius — der halbverrückte, größenwahnsinnige Dichter, der stets verkannt wird. Wir finden den reichen Geizhals, den unaufhörlich gehörnten Ehemann, die verschlagen—lüsterne Ehefrau, den groben Hauswirt, die alte Zauberin und Kurpfuscherin, die vertraute Dienerin, die gewandte Erbschleicherin und den bestechlichen Richter ... Die himmelschreiend geschmacklose Gastfreundschaft des Trimalchio ist mit derselben subtilen Kleinkunst beschrieben wie die verzagte Feigheit der Menschen auf dem Schiff, das vom Meeressturme erfaßt wird, oder das schamlos—verlogene Treiben der Erbschleicher in der Stadt Crotona. Petronius schildert sicherlich nur Selbstgesehenes und Selbst-erlebtes.

Was die sogenannten Ausschweifungen betrifft, so ist es klar, daß sie dem Petronius nicht als solche erschienen und daß er seine Satire am wenigsten gegen die Sinnlichkeit des Altertums richten wollte. Er findet es natürlich, daß die Schönheit überall und in jeder Form Begierden auslöst; er findet es gewiß natürlich, daß der Dichter Eumolpius im Ton bramarbasierender Greise der Zeiten gedenkt, da er noch schöne Jünglinge verführte; er findet es sicherlich natürlich, wenn auch komisch, daß die zauberkundige Matrone, die den Enkolpius auf Circes Geheiß von seiner Impotenz kurieren soll, in unendlichen Jammer ausbricht, als Enkolpius aus Ungeschick eine Gans tötet, die das Glück aller älteren, würdigen Matronen war. O Schwan der Leda! ... Die Sinnlichkeit waltet in diesem Buche noch so frei, daß sie unbelastet von jeder Ethik und Tragik ist, die Knabenliebe ist noch weit entfernt, »unnatürlich« zu sein, und der Phalluskult äußert sich noch völlig naiv. Die Scham ist noch nicht erfunden, Leib und Seele sind noch eins und persönlich—tragisch ist in sexualibus nur — das Unvermögen ... Im übrigen flammen Begierden auf und befriedigen sich nach Möglichkeit, Eifersucht tobt wohl auch ein bißchen — und vergißt wieder. Hier ist noch reines Heidentum. Von dem gleichzeitigen, versteckten Souterrain—Reiche, in dem die »Sünde« erfunden ward, scheint Petronius nichts zu wissen. Umfang und Bedeutung dieses Reiches ist ihm jedenfalls unbekannt. Nur im Unterbewußtsein regt sich manchmal eine bange Ahnung des kommenden Verfalls. In dem Gedicht über den Bürgerkrieg läßt Petronius die Fortuna durch den Mund des Dichters Eumolpius ausrufen: » — ich hasse die Macht, die ich dem stolzen Rom gegeben! Die ungeheure Größe soll zerstürzen!« Die römische Welt scheint lachend zu jubeln: Ich will leben! Aber insgeheim, wenn niemand sie belauschen kann, flüstert sie manchmal ganz leise, gleich der Sybille in der Flasche, von welcher der einfältige Trimalchio erzählt: Sterben will ich ...

GILLES DE RAIS IN HUYSMANS »LA—BAS.«

Dunkler Laubwald umschattet die Burg Tiffauges in der Bretagne. Hierher zog Gilles de Rais, den das Volk später Blaubart nannte, vom Hof— und Kriegsleben sich zurück, um das Geheimnis der Goldmacherkunst zu ergründen. Dieser stilvollste, vornehmste, grausamste und verbrecherischste Mensch des 15. Jahrhunderts wurde um das Jahr 1404 an der Grenze der Bretagne und des Anjou im Schlosse Machecoul geboren und kam als junger Mann von ungewöhnlicher, bezwingender Kraft und Schönheit und als der reichste Baron Frankreichs an den Hof Karls VII., der nicht nur — zu jener Zeit — der ärmste König, sondern auch die weibischste Memme war, die je einen Thron verunzierte, und sich zu Chinon in talentlosen Ausschweifungen über das seiner Herrschaft drohende Verhängnis tröstete. Gilles de Rais kämpfte als »bon et hardy capitaine« gegen die Engländer, und als Jeanne d'Arc erschien, wurde er ihr Begleiter und Beschützer. In seinem 25. Lebensjahre ernannte ihn der König zum Maréchal de France«, aber schon ein Jahr später finden wir ihn eingeschlossen in Tiffauges. Die Gefangenschaft und der Tod der Jungfrau sowie die erbärmliche Charakterlosigkeit des Königs scheinen seinen Verzicht auf das Hof— und Kriegsleben bewirkt zu haben. Er richtet Tiffauges mit verschwenderischer Pracht ein, der Luxus seines Haushaltes und seiner Gastfreundschaft ist königlich. Die Burg ist erfüllt von kostbaren Kunstwerken und birgt — als seltensten Schatz — die reichhaltigste Handschriften—Bibliothek jener Zeit. Künstler und Gelehrte, angelockt durch diese Schätze und den Glanz des Haushaltes, sind in Menge zu Gaste und erkennen im Marschall einen Mann von erlesenem Kunstgeschmack und hoher lateini-

scher Bildung. Sein unerhörter Aufwand führt zur Verpfändung und Entäußerung einzelner Güter und die um das Erbe besorgte Familie erwirkt im Jahre 1436 vom Könige ein Edikt, das dem Marschall den weiteren Güterverkauf verbietet und so seinen Kredit unterbindet. Die Folge davon ist, daß der Marschall sich um seine Frau und Tochter nicht mehr kümmert, die Beziehungen zum Hofe endgültig abbricht und sich völlig der Magie und Alchemie ergibt.

Zweifellos hat den Marschall zu den okkulten Wissenschaften des Mittelalters zuerst jene angeborene Neigung zum Mystizismus hingeführt, die ihn auch in die Nähe der Jungfrau zog und die an dieser seltsamen und wunderbaren Erscheinung erstarkte und wuchs. Später aber mag ihm die Entdeckung der Goldmacherkunst auch als die einzige Rettung vor dem immer näher rückenden finanziellen Ruin erschienen sein. Die Künstler und Leute von Welt werden immer seltener in Tiffauges und dafür mehren sich die Magier aller Länder, die übrigens im 15. Jahrhundert das Patriziertum des Geistes repräsentierten, in der Burg. Bald auch nach seinem Einzug in Tiffauges muß die Überzeugung in Gilles de Rais entstanden sein, daß Satan, der Herr aller alchemistischen Geheimnisse, nur durch die entsetzlichsten Verbrechen gewonnen werden könne. Denn schon im Jahre 1432 beginnt die ungeheuerliche Serie von Kindermorden, die acht Jahre hindurch fortgesetzt werden und denen wenigstens achthundert Kinder beiderlei Geschlechtes von sechs bis dreizehn Jahren zum Opfer fallen. Waren diese Kindermorde zunächst nur der Ausfluß einer okkulten, satanistischen Theorie, ein Mittel zur Erlangung alchemistischer Geheimnisse, so werden sie bald Selbstzweck und Gilles findet nur mehr in ihnen seine höchste Lust und Befriedigung. Die Pausen zwischen den einzelnen Morden werden immer kürzer, der wachsende homosexuelle Trieb in ihm bevorzugt schöne Knaben und fügt zum Morde die Schändung, seine Grausamkeit raffiniert sich und macht das Verbrechen zur sorgfältig ausgeklügelten Szene, zum Theater des Sadismus — und der Größenwahn des Satanisten findet keine Grenzen mehr. »Il n'est personne sur la planète«, ruft er aus, »qui ose ainsi faire! ¹« ...

Immer mehr Kinder verschwinden spurlos, das Volk schöpft endlich Verdacht, aber niemand wagt es, den Grandseigneur zu beschuldigen. Gilles verlegt den Schauplatz seiner Verbrechen von Tiffauges nach dem Schloß von Camptocé, von hier nach dem Kastell von La Suze und nach Nantes — und überall weinen die Mütter. Die Täterschaft des Marschalls kann nicht mehr zweifelhaft sein, aber der König ist weit und der Herzog der Bretagne zögert und kann sich nicht entschließen, gegen den mächtigen Granden aufzutreten. Die Kirche allein ist noch eine so gewaltige Macht, daß sie den stolzen Baron zur Rechenschaft ziehen kann. Jean de Malestroit, der Bischof von Nantes, erhebt im Jahre 1440 die Anklage wider ihn und hierauf endlich entschließt sich Johann V., der Herzog der Bretagne, ihn gefangen zu nehmen. Gilles de Rais erscheint vor dem geistlichen Gerichtshofe in Nantes voll Zorn und Trotz, der wochenlang währt, plötzlich aber verwandelt sich sein Herz. »Der Schlächter von Sodom verleugnet sich und der Begleiter der Jungfrau ersteht wiederum« und er legt ein volles, langes Geständnis seiner Sünden ab, ob deren die Richter erzittern.

»Und dieser trotzige und hochmütige Baron, der angesehenste seines Standes, demütigt sich. Er wendet sich zum Volke und ruft schluchzend aus: 'Ihr Eltern derjenigen, die ich so grausam hingemordet habe, leiht, o leiht mir die Hilfe eurer frommen Gebete!' Hierauf erstrahlt in ihrem weißen Glanze die Seele des Mittelalters in diesem Saale, Jean de Malestroit verläßt seinen Sitz und

1 "Es gibt niemanden auf der Erde", ruft er aus, "der solches zu tun wagt!"

hebt den Angeklagten auf, der mit seiner Stirne verzweifelt die Fliesen schlägt. Der Richter in ihm ist verschwunden, der Priester allein ist geblieben, er umarmt den Schuldigen, der seine Sünden bereut und beweint. Und durch die Zuhörerschaft geht ein Zittern, als Jean de Malestroit zu Gilles, der vor ihm steht und das Haupt an die Brust des Priesters lehnt, die Worte spricht: 'Bete, auf daß der gerechte und fürchterliche Zorn des Höchsten schweige! Weine, auf daß deine Tränen die Bilder der Greuel von deiner Seele waschen!' Und der ganze Saal kniet nieder und betet für den Mörder.«

Gilles de Rais wird mit zweien seiner Genossen zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt.

»Während man ihn zum Scheiterhaufen führt, zieht das Volk in langer Prozession durch die Stadt. Die Menge singt Psalmen in den Straßen und gelobt in den Kirchen, drei Tage hindurch zu fasten, um der Seele des Marschalls durch dieses Mittel die ewige Ruhe zu sichern.«

Und so stirbt Gilles de Rais mit 36 Jahren desselben Todes, den die Jungfrau erlitten ...

Dieser pittoreske Ausschnitt aus dem Mittelalter bildet den Kern des Meisterwerks von Huysmans, der von seinen flämischen Ahnen jene sinnliche Bildhaftigkeit des Stils geerbt hat, welche uns bei manchen Szenen so lebhaft an Jordaëns erinnert. In der Lebensbeschreibung der heiligen Lydwina von Schiedam hat Huysmans noch einen zweiten Ausschnitt aus dem Mittelalter geschaffen, der — obwohl er sich von einem unsäglich traurigen Hintergrund von Leid und Martyrium abhebt — ein liches, rührendes Gegenstück zur düsteren, erschütternden Geschichte des Marschalls bildet. In der Gestalt der Heiligen und des Satanisten zeichnet Huysmans, der beste Kenner der mittelalterlichen Seele, die ganze innere Geschichte des Mittelalters. Die formidable Figur des Marschalls repräsentiert den innerlichen Zusammenbruch des Mittelalters und die abgezehrte Erscheinung der Heiligen den innerlichen Triumph und Höhepunkt desselben. Die Heilige und der Fanatiker des Verbrechens — es sind die Symbole der beiden einander ablösenden Phasen des geistigen Christentums, die beiden komplementären Typen des Erzchristen!

Die Entwicklung der christlichen Idee in der einzelnen und in der Gesamtpsyche vollzieht sich infolge der konsequenten Verinnerlichung aller individualistischen Bestrebungen (bei langsamer, aber stetiger Nivellierung der Gesellschaft und Untergrabung der aristokratischen Gefühle) in seelischen Krisen. *Die eigentliche Geschichte des Christentums ist eine Geschichte psychischer Katastrophen.* Die erste Katastrophe war die Idee der Gleichheit vor Gott, die alle Realitäten des Lebens mit einem Schlage aufhob und sich als bald zu einem insgeheimen, verhaltenen, aber glühenden Gefühl der inneren Überlegenheit verdichtete, welches die christliche Seele in die seltsamste Art von Größenwahn stürzte, die es bisher auf Erden gab. Dieser Größenwahn erzeugte jene imposante Zahl von Märtyrern, die durch ihren Glaubensstolz die antike Welt verblüfften und sie vor ein unlösliches Rätsel stellten. (Die Antike stand dem Phänomen der christlichen Märtyrer völlig verständnislos gegenüber, sie war noch in ihrer äußersten Dekadenz zu gesund und realistisch, um von christlicher Psychologie überhaupt etwas zu begreifen.) Die zweite Katastrophe war die Idee der Sünde, die sämtliche natürlichen Triebe des Menschen durch einen schauerhaften Wust von metaphysischem Irrsinn ins Übersinnliche umzudeuten und zu ersticken versuchte. Die Sündenidee pro-

duzierte Asketen, Heilige und andere Typen der Psychose in Menge und machte (in der Form des »Gewissensbisses«) die ganze Christenheit hysterisch. Eine dritte Katastrophe war die Entdeckung Satans, d. h. der unterdrückten Natur, die sich nicht besiegen, sondern eben nur verleumden und depravieren ließ. Diese Katastrophe zeitigte das faszinierendste und effektivste Schauspiel des Christentums: den Satanismus. In den Krämpfen der Besessenen, in den Versuchungen der Heiligen, im Wahn der Magier, im Inkubat und Sukkubat, in den wilden Halluzinationen der Hexen, in der unersättlichen Mordlust der Blaubarts (dieser Beiname wurde im Mittelalter und zum Beginne der Neuzeit vom Volke vielen Lust— und Massenmördern, unter anderen auch dem Gilles de Rais, gegeben) und in dem kindisch—scheußlichen, in der Anbetung Satans kulminierenden Irrsinnsakt der »schwarzen Messen« rächte »der Böse« die mißhandelte Natur des Menschen ...

Der christliche Mensch ist gefangen in der christlichen Idee. Eine undurchdringliche Umwallung schließt ihn von der Freiheit des Lebens und Empfindens ab. Sein Lebensdrang, sein Ichgefühl, sein Stolz — alles nimmt den Weg nach innen, nach dem Selbst. Der heidnische Mensch (im weitesten Sinne: der Mensch der Aktion) läßt sein Ich in die Welt ausströmen, der Christ (im weitesten Sinne: der Mensch der Reflexion) strömt in seine eigenen Tiefen, seine »Seele« besteht in zurückbehaltenen Reaktionen, sein Nervensystem ist überreizt, sein Bewußtsein ist eine Kette von Exaltationszuständen. Ich spreche natürlich vom überzeugten Christen, der zugleich auch als Mensch eine Individualität ist. (In der neueren Literatur begegnen wir zwei ausgeprägten christlichen Individualisten: Pascal und Kierkegaard.) Die Kräftigsten und Stolzesten mußten zu jenen Zeiten, da die christliche Idee allbeherrschend war, fast notwendigerweise zu Monstren entarten. Und hier sind wir im Herzen der Psychologie des Marschalls. Er ist der Erzchrist, der Mensch der Extreme und der plötzlichen Umschläge. Die Inbrunst der Frömmigkeit erreicht, wenn sie durch Mystik genährt wird, bei stolzen Naturen leicht einen Grad, bei dem sie sich unvermittelt in ihr Gegenteil, in die Adoration der Sünde und den Fanatismus des Verbrechens verwandelt. »Du mysticisme exalté au satanisme exaspéré, il n'y a qu'un pas ¹«, läßt Huysmans sein literarisches Selbstporträt, den Schriftsteller Durtal, sagen. Und tatsächlich ist dem Christentum von den ersten Zeiten an der Satanismus beigegeben gewesen. Selbst in unserer heutigen Freigeisterei steckt noch sehr viel Adoration der Sünde. Der »Freigeist« liebt es noch, sich durch Gotteslästerung, durch ein gewisses Protzertum mit Sünden zu legitimieren und beweist dadurch, — daß ihm noch viel zum freien Geiste fehlt

Die vornehme alte Welt ging an maßloser Machtentfaltung zugrunde, vor allem durch die ungeheure Ausdehnung der Sklavenwirtschaft; sie wurde schließlich aufgefressen. Das geistige Mittelalter erstickte an der Absurdität seiner Metaphysik; es starb, als Vernunft und natürliches Empfinden wieder erwachten.

DER MARQUIS DE SADE UND SEIN ROMAN »JULIETTE«.

Neben die Kolossalfigur des Marschalls Gilles de Rais gestellt, erscheint der Marquis de Sade als schwächlicher, literarisierter Epigone, unzweifelhaft aber existiert eine enge Seelenverwandtschaft zwischen beiden. Als eminent philosophischer Kopf allerdings, als echter Sohn des hellgeistigen 18. Jahrhunderts hat der Marquis allen metaphysischen Aberglauben des Mittelalters gründlich abgeschüttelt, in seinem Unbewußten aber, in seinen Instinkten

1 "Vom exaltierten Mystizismus zum erbitterten Satanismus ist nur ein Schritt."

und Leidenschaften, in seinem Empfinden und Stil ist er der wahre Epigone des Marschalls, der satanistische Christ, der Antichrist — also Erzchrist, der Antimoralist — also Erzmoralist! Man denke: Dieser Mensch, der ein langes Leben hindurch mit niedagewesener Leidenschaftlichkeit und mit einem erstaunlichen Aufwand von Geist die christliche Moral bekriegte, der die Leser seiner Romane durch ein Meer von Schmutz und Wollust, von Grausamkeit und Sünde führt, schmeichelte sich nebenbei ganz ernstlich, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, durch seine allerdings ziemlich abschreckende Schilderung des »Lasters« der Menschheit die sublimste Lektion der Moral gegeben zu haben. Er *glaubte* an die Moral, er war von ihrer Unbesieglichkeit ebenso überzeugt wie von ihrer Unsinnigkeit. Und am Ende seines Lebens, als das Greisenalter sein beispielloses Temperament gebrochen hatte, schreibt er ein Testament voll verbitterter Verzweiflung, in dem er anordnet, daß der Boden, unter dem er liegen werde, keine Zeichen eines Grabes aufweisen solle, »auf daß die Spuren meiner Ruhestätte von der Oberfläche der Erde verschwinden, wie ich auch hoffe, daß mein Andenken im Gedächtnis der Menschen verlöschen wird«. Hierin kommt der Desperado zum Durchbruch, der Nihilist, — der Christ ...

Nur in seinem ausgeprägten aristokratischen Gefühl negiert er den Christen völlig, und auch darin ist er ein Verwandter des Marschalls. Während jedoch Gilles de Rais, im Vollbesitze aristokratischer Macht, sein Herrtüm auslebte, erzeugte es in de Sade — der, als Sproß eines uralten, berühmten gräflichen Geschlechtes, in relativer Armut lebte und den ein raffiniert grausames, groteskes Schicksal zu einem Leben im Gefängnis, im Exil der Flucht und im Irrenhaus verdammt — einen krankhaften, exaltierten Macht-hunger. Trotz gelegentlicher Wutausbrüche gegen das monarchische Prinzip, dessen Vertreter ihn ins Gefängnis warfen, und trotzdem er sich den Revolutionshelden gegenüber, denen er vorübergehende Befreiung verdankte, gerne als »concitoyen¹« aufspielte, vertrat er doch stets mit der größten Entschiedenheit die Idee der Gewaltherrschaft und auch seine Erotik schwelgt am liebsten in Vorstellungen des extremsten Despotismus. Es gibt da übrigens etwas schwer zu Fassendes: seltsam, wie alles an diesem seltsamsten aller Menschen, ist es, daß sogar das vornehme, durchaus unchristliche Selbst— und Grundgefühl dieses zweifellosen Vollblutaristokraten, sobald es auf dem Umweg der Erotik bewußt, oder besser halbunbewußt wird, ungeachtet alles ideellen, theoretischen Heiden— und Immoralistentums eine verdächtig christliche Färbung gewinnt, — die Note des Tyrannisch—Unbedingten, des Unnatürlich—Extremen, des Monomanischen, — — des Moralischen! (Es ist vielleicht der lehrreichste Fall der tiefgehenden, unheilbaren Korrumpierung aller vornehmen Empfindungen durch das Christentum.) Der »Sadismus« des Marquis de Sade ist von der bereits krankhaften, aber kaltblütigen und realen Grausamkeit des Gilles de Rais ebensoweit entfernt wie diese von der antiken gesunden und naiven Lust und Freude an der Grausamkeit. Der Sadismus des Marquis ist nervöse Gedankengrausamkeit, ein System von Zwangsvorstellungen, die Grausamkeit eines Menschen, an dem das Schicksal grausam war. Die Grausamkeit des Marquis — krank, christlich und abstrakt — ist eine Ausschweifung des Geistes und von *dieser* Ausschweifung gilt das Wort Nietzsches: »Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit.«

De Sade wurde (1740) scheinbar unter einem Glücksstern geboren. In einer Art von autobiographischem Roman (»Aline et Valcour ou le Roman philosophique, écrit à la Bastille un an avant la Révolution«) schreibt er:

1 Volksgenosse

»Durch meine Mutter mit den vornehmsten Familien der Provinz von Languedoc alliiert, geboren zu Paris, im Schoße des Luxus und Überflusses, glaubte ich, sobald ich denken konnte, daß Natur und Schicksal sich vereinigt hätten, mich mit ihren besten Gaben zu überhäufen; ich glaubte es, weil man dumm genug war, mir es zu sagen, und dieser lächerliche Glaube machte mich hochmütig, despotisch und aufbrausend, es schien mir, daß alles mir nachgeben müsse, daß das ganze Universum meinen Launen schmeicheln müsse, und daß es mir allein zukomme, Launen auszubilden und zu befriedigen.«

Er wurde der Spielkamerad des Prinzen von Condé (Louis—Joseph von Bourbon), aber das hochfahrende Wesen des jungen Marquis verhinderte das Entstehen einer Freundschaft, die ihm für die Zukunft einen mächtigen Protektor gesichert hätte.

»Geboren und erzogen im Palais des erlauchten Prinzen, der ungefähr gleichaltrig mit mir war, beeilte man sich, mich ihm beizugesellen, damit ich, wenn wir von Jugend auf bekannt wären, später seine Unterstützung in allen Lebenslagen genießen könne. Aber meine jugendliche Eitelkeit, die noch nichts von solchen Berechnungen verstand, fühlte sich eines Tages beleidigt, weil er mir etwas abstreiten wollte, und mehr noch deshalb, weil er sich offenbar infolge seines großen Titels und durch seinen Rang hierzu berechtigt glaubte. Ich rächte mich für seinen Widerstand durch sehr ausgiebige Schläge, ohne daß irgend eine Überlegung mich zurückhielt, so daß ich nur mit größter Mühe und Kraft von meinem Gegner getrennt werden konnte.«

Infolge dieses Vorfalles brachte man ihn zu einer Großmutter nach Avignon, »deren verblendete Zärtlichkeit alle meine Laster nährte«, dann zu einem geistlichen Onkel und endlich in ein Erziehungsinstitut, wo er sich durch eine hocharistokratische Faulheit auszeichnete. Mit 14 Jahren wurde er in das Elitekorps der Cheveaux—légers der königlichen Garde aufgenommen, fünf Jahre später erfolgte seine Ernennung zum Kapitän der Kavallerie. Er war ein guter Soldat, aber ein schlechter Offizier, unverträglich und verhaßt, und schaffte sich bald den Ruf eines Roués. Es ist anzunehmen, daß er nach dem alten Soldatenspruch »servir le roi, servir les dames¹« mehr noch den Damen als dem König diente. Im Jahre 1763 wurde er beurlaubt, und seine Familie benützte diesen Umstand, um ihn mit der gleichaltrigen Renée—Pélagie de Montreuil zu vermählen. Während der Marquis nach den übereinstimmenden Aussagen seiner Zeitgenossen ein schöner, schlanker und eleganter, lebhafter Mann war, wird die Marquise de Sade als keineswegs schöne, doch zarte und durch ihre sanfte Schüchternheit gewinnende Erscheinung geschildert, die aber durch den Glanz ihrer schönen und pikanten jüngeren Schwester Louise verdunkelt wurde. Der Marquis, der ursprünglich um Louise angehalten hatte, entschloß sich, der größeren Mitgift wegen, Renée—Pélagie zu nehmen, und diese hing ihrem Gatten mit einer geradezu fanatischen Liebe und Vergötterung an. Der Marquis kümmerte sich jedoch wenig um seine Gattin, die er als ihm von seiner Familie aufgezwungen betrachtete, führte sein kostspieliges Junggesellenleben weiter, hielt sich ganz offen Mätressen und häufte Schulden an. Er besaß in Arceuil ein kleines Landhaus (im 18. Jahrhundert gehörten die »petites maisons« zu den unentbehrlichen Einrichtungen eines Lebewannes), das seinen galanten Abenteuern diente, und hier begann auch sein Grausamkeitsgelüste sich praktisch zu betätigen, ziemlich spielerisch üb-

1 Dem König dienen, den Damen dienen.

rigens, aber doch soweit, daß es ihn — auch zufällige Umstände wirkten ungünstig für ihn mit — wiederholt (und beim dritten Male für lange Zeit) ins Gefängnis brachte. Seine erste Haft in Vincennes (1763) dauerte nur kurze Zeit und genügte nicht, ihn zu witzigen.

Im Jahre 1768, ein Jahr nach der Geburt seines ersten Kindes, eines Sohnes, führte er eine junge Prostituierte, Rosa Keller, in sein »petite maison«, schloß sich mit ihr ein, band sie nackt auf einem Bette fest, bedrohte sie, packte verschiedene chirurgische Instrumente vor ihr aus und schwur, sie lebendig in Stücke zu zerschneiden. Tatsächlich brachte er ihr auch mit einem Messer einige sehr leichte Wunden bei, die er dann mit einer heilenden Salbe bestrich, knebelte sie und ließ sie schließlich angebunden im abgesperrten Zimmer liegen. »de Sade«, sagt einer seiner Biographen, »war zunächst ein Blasierter, der sich seltene Sensationen zu verschaffen suchte, dann aber auch ein passionierter Mystifikator.« Die Mystifikation gelang ihm nun in diesem Falle besser als für ihn gut war, denn das mißhandelte und bedrohte Mädchen fand in seiner Todesangst die Kraft, sich der Fesseln zu entledigen, und den Mut, mit einigen aufgerafften Kleidungsstücken durch ein Fenster ins Freie zu springen. Sie lief halbnackt ins Dorf, erzählte, daß man sie in Stücke zerschneiden wollte, und zeigte ihre Wunden. Die Sache, phantastisch aufgebauscht, machte viel böses Blut, und der Marquis mußte zum zweiten male ins Gefängnis. Er war über die »vexation«, die ihm die Obrigkeit zufügte, sehr entrüstet. de Sade, der ein gründlicher Frauenkenner, einer der erfolgreichsten Frauenhypnotiseure und — ein seltener Fall — zugleich ein maßloser Frauenverächter war (auch ein christlicher Zug!), begriff nicht, wie man ihn wegen solcher »Bagatellen« zur Verantwortung ziehen konnte. Auch diesmal verschafften ihm die Anstrengungen seiner Familie nach sechs Monaten die Freiheit. Im Jahre 1772 aber hatte ein Abenteuer schlimme Folgen. Er gab den Inwohnerinnen eines Bordells in Marseille gelegentlich eines von ihm arrangierten Soupers Kantharidenpillen, deren Wirkung wohl ihn selbst am meisten überrascht haben mochte. Die Dosis war, sicherlich ohne sein Wissen, so stark, daß das Quartier sich alsbald in ein Haus des Wahnsinns verwandelte und ein Hexensabbat entstand, dessen wilder Lärm die entsetzten Bewohner der halben Stadt zusammenströmen machte, ohne daß jemand den Mut fand, in das Haus einzudringen, denn alles war überzeugt, daß hier, unter der Führung Satans selbst, fürchterliches sich abspiele. Die Wirklichkeit war weniger romantisch, die Wirkung der Pillen verlor sich gegen Morgen und nur zwei Mädchen erkrankten ungefährlich und waren bald wiederhergestellt. In der Stadt aber liefen die ungeheuerlichsten Gerüchte um; der Marquis selbst war ungewiß über die Folgen seines grotesken Abenteuers und floh, als der Prozeß gegen ihn eingeleitet wurde, nach dem Schloß seiner Schwiegereltern. Hier traf er seine schöne Schwägerin Louise allein an. Er hatte seit seiner ersten Werbung nie aufgehört, sich für sie zu interessieren, und nun, in seiner Aufregung, gestand er ihr pathetisch seine Liebe und bewog sie, die seiner Suggestion rasch unterlag, zur gemeinsamen Flucht nach Italien. Dort aber wurde Louise de Montreuil von Gewissensbissen gepeinigt und das Liebespaar kehrte nach Frankreich zurück, wo der Marquis verhaftet wurde. Man brachte ihn nach dem Schloß von Miolans, aus dem er jedoch 1773 mit Hilfe seiner Frau — die ihn trotz des Verrates mit ihrer Schwester noch immer abgöttisch liebte — entwich. Er lebte nun mit seiner Frau, der er durch den offensten Zynismus das Leben so gründlich als möglich verbitterte, zuerst in Italien, dann, verborgen, in Frankreich. Auf einem seiner häufigen Ausflüge nach Paris wurde er in der Wohnung einer seiner Mätressen abermals verhaftet (1777) und nach Vincennes gebracht. Einmal noch gelang ihm

eine Flucht, aber er wurde wieder ergriffen und zurückgebracht. In Vincennes und in der Bastille (in die er 1784 überführt und aus der er erst durch ihre Erstürmung befreit wurde) schrieb er die meisten seiner Bücher, unter anderen die zusammenhängenden, sehr umfangreichen Romane »Justine ou les malheurs de la vertu« und »Juliette ou les prospérités du vice«.

Alle rastlosen und rührenden Bemühungen der Marquise, ihren Gatten zu befreien, waren fruchtlos und erst der Revolution sollte dies gelingen. Der Marquis aber, der sich unschuldig fühlte (mit einigem Rechte, denn er hatte sich mit der Kantharidenaffäre nur einen jener groben Scherze erlaubt, die damals bei den Aristokraten gang und gäbe waren), war einer der ungeduldigsten und aufgeregtesten Gefangenen. In zahllosen Briefen beschwerte er sich bei allen über alles und befand sich in einem fast ununterbrochenen Wutzustand. Nur wenn wir dies stets im Auge behalten, sind die zwei erwähnten Romane überhaupt verständlich: als das Produkt eines zügellosen, dabei geistig hochstehenden Temperamentsmenschen und Erotomanen während einer langen, nach seiner Idee unverschuldeten Haft. Ein Riesenkatarakt von überhitzter, rein phantastischer Sinnlichkeit und Grausamkeit, von Greueln und Scheußlichkeiten, von Schmutz und Wahnwitz stürzt auf den Leser herab. Dieser wunderlichste aller Schriftsteller kennt kein Maß und keine Grenzen, wirkt an tausend Stellen lächerlich, an zehntausend abstoßend und widerlich, rollt in fürchterlicher Monotonie immer wieder dieselben Bilder und Szenerien auf, — und doch liegt eine gewisse Größe darin, die in unserem zahmen Zeitalter sehr selten ist — die Größe der Maßlosigkeit, die Größe eines ungeheuren, ungebändigten Temperamentes. Wir empfangen die überwältigende Impression eines vielfältigen Unglückes, des Unglücks einer gefesselten Persönlichkeit, eines eingesperrten Lebensdranges, des Unglücks eines degenerierten Standes, der am schlechten Gewissen erkrankten Aristokratie, und des Unglücks einer ganzen Epoche, die sich sterbend und stürzend fühlt ... All die Schlächtereien, die er in der Einsamkeit des Gefängnisses schilderte, und das Stöhnen und Jammern, das aus seinen Romanen herausschreit, sollten bald zur Wirklichkeit werden, und die Männer, die das Schlachten ausführten und den Jammer erschallen ließen, waren die Erstürmer der Bastille, die den Marquis befreiten! Der aufgeregte Pöbel erwartete in der Bastille hunderte von Gefangenen in unterirdischen Verliesen angekettet und mit den Spuren unmenschlicher Torturen zu finden — und fand drei oder vier gesunde, recht human untergebrachte Häftlinge, darunter den Marquis de Sade ...

de Sade war ein wunderbarer Psycholog der Leidenschaften, er kannte alle, selbst die geheimsten und uneingestandensten Regungen, deren das menschliche Herz im Bösen fähig ist, und zerrte den ganzen Bodensatz, den Schlamm der christlichen Seele rücksichtslos ans Licht. Auch der tiefste Psycholog vermag an de Sade noch etwas zu lernen. Insbesondere in der Erotik ist sein Wissen souverän; neben seiner umfassenden und durchdringenden Kenntnis der sexuellen Psychopathie sind alle modernen Werke über dieses Gebiet, speziell Krafft—Ebing, dilettantisch, die Arbeit bloßer Systematiker. In den zahlreichen in seine Romane eingestreuten theoretischen Erörterungen zeigt sich überhaupt eine geistige Freiheit und Schärfe des Urteils, die selbst im geistesfreien 18. Jahrhundert erstaunlich ist. Religions— und Bibelkritik, die Probleme des Sozialismus, Verbrecherpsychologie, die Entwicklungslehre, die Systematik der psychopathia sexualis — kurz alle die eigentlichsten Wissenschaften des 19. Jahrhunderts finden sich unter einem Wust wertloser Szenenschilderungen und Banalitäten in den Sadeschen Romanen vorgebildet und mit überraschender Klarheit aufgefaßt. Die Hauptsätze der Nietzscheschen Lehren beispielsweise sind in de Sade fast mit wörtlicher

Übereinstimmung enthalten. Gewiß war nie jemand weniger irrsinnig als dieser bewundernswürdig klare Geist, der, nach vorübergehender Freiheit während der Revolution im Jahre 1801 wegen eines Schlüsselromanes, in dem er Napoleon und Josephine verhöhnte, in verschiedene Irrenhäuser gesteckt wurde und in Charenton im Alter von 75 Jahren starb (1814). Er war ein Erotomane und in seinen Instinkten degeneriert, auch ging sein Temperament allzu häufig mit ihm durch, aber über seinen hellen Verstand ist niemals ein Hauch von Irrsinn gekommen. Er hat in »Juliette« eine Glorifikation des Lasters entworfen, die viel Geist und noch viel mehr Abstrusitäten und Wahnwitz enthält, aber er hat selbst nicht an diese Glorifikation geglaubt. Wo er gegen die Verlogenheiten einer dummen »Tugend« polemisiert, redet der Verstand aus ihm, wo er aber überflüssigerweise das »Laster« verherrlicht, braust nur das Temperament in ihm auf. Niemand wußte besser als der Marquis de Sade und niemand hat es auch öfter ausgesprochen, daß es gar kein Laster gibt ... Daß er freilich sich vom Glauben an die Tugend nur mit dem Verstand, nicht ganz mit dem Herzen lostrennen konnte, daß er mit seiner leidenschaftlichen Liebe zum »Laster« nur eine tief in ihm ruhende und ihn beunruhigende »Tugend« ausrotten und betäuben wollte, — das eben stempelt ihn zum Menschen des Zwiespaltes zwischen Vernunft und Herz, zum Menschen des »Gewissens«, zum Vorläufer des modernen, freigeistigen Christen ...

Der Schädel des Marquis war nach dessen Tode noch die Ursache einer wissenschaftlichen Grotteske. Er ward nämlich präpariert und einem Phrenologen, dem man den Namen des einstigen Besitzers verheimlichte, zur Untersuchung übergeben. Der berühmte Phrenologe examinierte den Schädel sehr aufmerksam und fand an ihm die charakteristischen Erhebungen — der platonischen Liebe und des Zärtlichkeitsgefühles.



Der Herrnsitz in U.

Von Peter Altenberg

Er besaß ein riesiges Gut in U. Man fuhr drei Stunden lang mit der Bahn hin, dann noch eine Stunde mit dem Wagen, respektive eine Viertelstunde mit dem Automobil, falls die Straßen fest und sicher waren, was selten oder nie sich ereignete. Die Straßen waren gleichsam angelegt wie Sümpfe vor der Festung Königgrätz. Das Gut war sehr ergiebig, aber keineswegs für den Naturfreund. Auf diesem Gute erbaute sich der Besitzer in modernstem einfachstem Stile — weiße gekörnte Mauern, breite viereckige Spiegelscheiben—Fenster, rostrotes Dach — ein wunderschönes Herrenhaus mit 12 Zimmern, alle eingerichtet in schwedischem Birkenholz und mit niedrigen Messingbetten und riesigen Pendeluhren in Kristallgehäusen. »Nun wird es vielleicht zum Heiraten kommen«, dachte er. Aber es kam nicht dazu. Zu diesem Hause engagierte er eine erstklassige Köchin und einen jungen Diener, der französisch sprach, und eine alte Wirtschafterin, die die beiden beaufsichtigen sollte in ihrer Arbeitslosigkeit. Denn da entstehen die meisten Ungehörigkeiten. Nun wurde es aber das verzauberte Herrenhaus und niemand wußte,

wozu das Alles eigentlich da sei. Am wenigsten der Gutsherr selbst, der sich künstlich binden wollte an etwas, was nicht band.

Eines Tages brachte er eine freundliche junge Dame mit. Sie sollte den verzauberten Herrensitz ein wenig beleben, und sei es nur, daß sie mit Köchin und Diener zankte oder sich gütlich bespräche. Aber sie tat nichts dergleichen und fand alles fade und gleichgültig. Man fuhr sie auf einem Dampfpluge auf die Zuckerrübenfelder hinaus und auf die Kukuruzfelder ¹, man zeigte ihr den herrlichen Beschäl—Hengst namens »Vita« und andererseits die herrlichen Mastochsen. Sie erwiderte: »Wann könnte ein Brief aus D. hier ankommen? Er ist ein Tepp, aber ich brauch das für meine Nerven. Er will sich wegen mir umbringen.« Man sagte ihr, daß ein Brief wahrscheinlich nie anlangen werde und daß man sie deshalb jedesfalls nicht hierherbefördert habe. Daraufhin beruhigte sie sich und meinte, sie habe sich nur erkundigt aus Langweile. Es liege ihr nichts an dem »Teppen«. Nur die Fini dürfe ihn nicht kriegen. Unter keiner Bedingung. Der Besitzer des Gutes sah nun ein, daß er auch mit dieser Akquisition sein Herrenhaus nicht besonders beleben könne und die zwölf Zimmer mit den zwölf Messingbetten und den schwedischen Birkenholz—Kästen und den Pendeluhren in riesigen Kristallgehäusen. Infolgedessen sagte er zu den drei Dienstboten, sie mögen nur alles in peinlichster Ordnung erhalten, es könne jeden Augenblick etwas Unerwartetes sich ereignen. Aber er hatte keine Ahnung, was.

Hie und da sagte irgendeine freundliche junge Dame: »Du, ich möchte für vierzehn Tage auf dein Gut.« Aber er erwiderte: »Es geht nicht. Es ist alles besetzt — — .«

Und die Köchin begann zu stehlen wie ein Rabe und der französisch parlierende Diener machte ihr ein Kind und der Wirtschaftlerin ebenfalls, um sie zu beruhigen und aus Langweile. Da ließ der Gutsherr seinen schönen Herrensitz wieder auf und verkaufte sogar die Uhren in den riesigen Kristallgehäusen. Er dachte: »Wenn erst so eine kalte hochnäsige pünktliche gekommen wäre, bei der alles am Schnürchen hätte gehen müssen! Oder, so eine leichtsinnige verschwenderische Mätresse à la Pompadour — — ?! Sogar die Uhren habe ich günstig angebracht!«

* * *

Gedichte

Von *Margarethe Beutler*

DEN VORÜBERGEGANGENEN

So wilde Andacht hab' ich nun gehalten,
Verstrickt in meines Waldes Dunst und Schwüle! —
Zermorschte Wurzeln zwang ich mir zum Pfühle
Und grub die Hände in der Moose Falten.

Da mußte diese Seele *Euch* gestalten,
Und Euch im Sturm unfaßbarer Gefühle
Aus längst verrollter Zeiten Erdenkühle
Entfesseln zu laut fordernden Gewalten.

Und Mann für Mann — nur rätselvolle Schatten,

1 Kukuruz = Mais

Ungreifbar, doch im Tiefsten mir verbunden
Durch Rausch und Qual vergilbter Liebestunden —
Erstandet Ihr. — Und Eure niemals satten
Begierden haben meinen Puls gefunden
Im reifen Duft der übersonnten Matten ...

TANZLIED

Mir ist, ich trage rote Schuh — —
Muß tanzen, tanzen immerzu ...

Es quillt das Laub, das Laub welkt hin,
Wer sagt mir, ob ich glücklich bin?

Ich weiß es nicht. Mein Kind, wird groß —
Die roten Schuh werd' ich nicht los ...

Sie tanzen Nacht, sie tanzen Leid
Und wildes Licht und Seligkeit — —

Bis mich der Mann, der meiner wert,
Herr Henker Tod, zum Weib begehrt,

Der in die kleinen Schuh verliebt —
Sie lächelnd in die Tasche schiebt ...

VERHEISSUNG

Wenn aber nun die Wolken ruhn
Auf ihren Firnenkissen,
Dann will ich Deinen Händen tun
So Liebliches, daß sie nicht wissen,
Wie sie sich biegen, schmiegen müssen! — —

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Der Paternoster—Lift]

Österreicher. »Nach etwa dreimonatiger Arbeit ist nunmehr im neuen Trakt des Wiener Landesgerichtes in Strafsachen ein PATERNOSTERAUFZUG fertiggestellt worden, der den großen Parteienverkehr in den ausgedehnten Räumlichkeiten des Hauses bequemer gestalten soll.« Ein Paternoster—Lift! Zwei Welten in einem Worte! Der Geist Österreichs macht die Verbindung erklärlich. Man möchte glauben, daß die Bezeichnung in der »Armen—Sünder—Zelle« erträumt wurde. Aber Paternoster—Aufzüge gibt's wirklich. »Paternoster—Werk« ist ein Kettenapparat; das Wort entstammt wohl dem frommen Sinn eines Technikers, der bei der Umlaufsbewegung der Kette an die Abhaspelung eines Rosenkranzes dachte. Daß gerade DIESES Lift—System in österreichischen Amtsgebäuden bevorzugt wird! Beruhigend klingt das Wort eben

nicht. Ein Aufzug, bei dessen Besteigen es sich empfiehlt ein Vaterunser zu beten. Und wenn man im vierten Stock des Landesgerichts angelangt ist, fühlt man sich zu einem gloria in excelsis deo verpflichtet.

[Kanonen aus Kirchenglocken]

Soldat. Ein Leser entdeckt eine interessante gedankliche Parallele zwischen Robert Scheus Aufsatz »Kanonen aus Kirchenglocken¹«, der seinerzeit starkes Aufsehen machte, und dem folgenden Gedichte des Japaners Sakino († 1860), deutsch von Enderling, das dem Verfasser des Aufsatzes unbekannt war:

Die Glocken schmolz man zu Kanonen um!
... Nun klingt nicht mehr beim ersten Sternenschein
Ihr helles Abendlied ins Land hinein,
Die Höhen sind, die Täler stumm.

Die Blumen selbst, die auf dem Felsen wohnen,
Vergessen, wartend auf den Nachtgesang,
Des Welkens gar ... Voll blüht der Bergeshang,
Seit man die Glocken umschmolz zu Kanonen.

[Witzblätter]

Humorist. Der Deutschheit ganzer Jammer faßt mich an, wenn ich ihre Witzblätter älteren Stils zur Hand nehme. Freilich, selbst der 'Simplicissimus' ist — dank Herrn Roda Roda — auf dem Sprunge, in die Läusesucht des deutschen Anekdotenhumors zu verfallen. Seine philiströse Belletristik bietet längst den passenden Rahmen für solche Verwandlung. Glücklicherweise bewahrt ihn die zeitsatirische Kraft seiner Zeichner vor der Gefahr, dem Behagen der Mikosch und Schulze zu opfern. Einen Anblick des Grauens aber bietet der illustrierte Humor, den Deutschlands »harmlose« Geister aus der Welt der Dackeln, Schwiegermütter, Schwipse und Pumpversuche von Woche zu Woche hervorzuzaubern wissen. Welch ein Bacchanale der Ledernheit! Und die gehirnöde Gesellschaft, die sich daran ergötzt, ist eine »Kulturnation«! Nichts bezeichnet die Grazie ihrer Lustigkeit besser als das System der WITZÜBERSCHRIFTEN in den Blättern, die sie am liebsten liest. Damit der deutsche Mann den Humor der Sache besser verdaue oder von dem Geist, der ihm geboten wird, nicht überrumpelt werde, steht über jedem Sätzchen ein TITEL, der die Meinung des Witzkopfs verdeutlicht. Ein Humor, der sich fortwährend selbst auf die Hühneraugen tritt, durch die er die Welt betrachtet. Man schlage irgendeinen dieser vollständigen Kataloge deutscher Geistesarmut auf und man wird den Einfall suchen müssen, dessen dürftige Pointe nicht schon im Titel verraten wäre. Eine kleine Kollektion der beliebtesten Aufschriften: »Boshaft«, »Übertrumpft«, »Gut gegeben«, »Durch die Blume«, »Abgeblitzt«, »Versteckte Bosheit«, »Recht erfreulich«, »Ganz einfach«, »Empfindlich«, »Bescheiden«, »Bitter«, »Kleines Mißverständnis«, »Gut angewendetes Zitat«, »Schlechte Ausrede«, »Unbegreiflich«, »Immer derselbe«, »Ein Schwerenöter«, »Ein Praktikus«, »Kostspielig«, »Ja, ja«, »Ach so!«, »So, so!«. Man liest zum Beispiel den folgenden Dialog: »Fräulein: Warum sind Sie eigentlich noch nicht verheiratet, Herr v. Schulze? — Herr v. Schulze: Ich konnte noch immer nicht die Rechte finden. — Fräulein: Und dabei haben Sie doch ein paar Jahre die Rechte studiert!« Jetzt denke man über den dümmsten »Titel« für diesen wundervollen Einfall nach, der natürlich durch ein im Salon sitzendes Paar illustriert ist. Er lautet: »ILLUSTRIERTES WORTSPIEL« ... Und das Ganze führt den Titel: Eine Kulturnation!

[Ein Fall von Benediktion]

Sprachkünstler. In einem Nachruf für den ehemaligen Direktor der Donau—Dampfschiffahrts—Gesellschaft, Martin Ritter voll Cassian, schreibt die 'Neue Freie Presse': »Er gehörte zum alten Typus der Direktoren an der Spitze von Transportanstalten ... « Wie sieht so etwas aus? Herr Benedikt — die Diktion dieses bocksprunghaften Stilisten, die Benediktion, die an verstorbenen Finanzleuten geübt wird, ist unverkennbar — hätte gewiß nicht schreiben können: »Er gehörte zum alten Typus des Direktors einer Transportanstalt.«¹ Erst durch die stilistische Unmöglichkeit, durch die Entfernung des Wortes »Transportanstalt« vom »Typus«, wird die begriffliche Unmöglichkeit, die Entfernung der phantastischen Kulissenwelt des Herrn Benedikt von der Wirklichkeit, offenbar. Wie also sieht der alte Typus der Direktoren an der Spitze von Transportanstalten aus? Anderen Donau—Dampfschiffern hätte Herr Benedikt einen verständlicheren Nachruf gehalten. Etwa: »Er war ein Mann: NEHMT ALLES NUR IN ALLEM ...«

[Aus dem Vorleben der Mizzi]

Hallstätter Kretin. Das 'Deutsche Volksblatt' läßt sich unter dem schwer belastenden Titel: »Aus dem Vorleben der Mizzi¹« aus »Ofen—Pest« (nicht Budapest), 6. Juli, die folgende »eigene Drahtnachricht« schicken:

»Mizzi Zeller war auch in Ofen—Pest Büfettmädchen und wohnte während dieser Zeit bei einer gewissen Frau BEER (!!), der sie eine Photographie hinterließ mit der Widmung: 'Der lieben Frau Beer zum Andenken. Mizzi.'¹«

Diese Enthüllung, in der die beiden Rufzeichen den Kommentar oder das »Kommentar überflüssig« vertreten, wird nicht verfehlen — —

[Sie kann's nicht begreifen]

Makler. Ein Dokument schäbigster Weltanschauung, wie es in ähnlicher Schlichtheit, Prägnanz und Unabsichtlichkeit nicht oft im Reiche liberaler Druckerschwärze geboten wird. Sonst braucht man einen Leitartikel, um diesen Abstand zwischen Kultur und Börseanergefühlen erkennen zu lassen. Diesmal genügte ein Sätzchen in einem unscheinbaren Telegramm. 'Neue Freie Presse', 4. Juli: Große Feuersbrunst in Hamburg:

» ... Gegenstände aller Art wurden aus den Fenstern geworfen, andererseits waren viele Abgebrannte RATLOS, LIESSEN WERTPAPIERE LIEGEN, BRACHTEN ABER KATZEN, KANARIENVÖGEL ETC. IN SICHERHEIT.«

Der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' war nicht ratlos, sondern sprachlos. So etwas hätte er nicht für möglich gehalten! Man rettete Tiere und ließ Wertpapiere liegen! Und das versteht die 'Neue Freie Presse' offenbar unter den »herzzerreißenden Szenen«, die sich bei dieser Feuersbrunst abgespielt haben sollen. Wertpapiere opfern, für die man doch Katzen, Kanarienvögel und Journalisten kaufen kann, so viel man will!

[Der bedenkliche Ankauf]

Ethiker. In die Volksschullesebücher kommender Zeiten wird zur Illustrierung des Sprichwortes : »Üb' nimmer Treu und Redlichkeit« die folgende Geschichte aufgenommen werden:

»Vor einem Wiener Bezirksgerichte hatte sich ein Fahrradhändler wegen bedenklichen Ankaufes zu verantworten. Er hatte nämlich auf ein Fahrrad, das ihm zum Kaufe angeboten worden war, eine Anzahlung von zwanzig Kronen geleistet, den Restbetrag von vierzig Kronen dem Verkäufer nachgesandt und gleich darauf EINE ANZEIGE BEI DER POLIZEI FREIWILLIG ERSTATTET, weil ihm nachträglich Be-

1 s. Heft 196 # 01 »Quer durch Österreich / Mürzzuschlag«

denken aufstiegen. Es stellte sich auch heraus, daß das Rad einem Rechnungsfeldwebel gestohlen worden war. Nunmehr wurde GEGEN DEN FAHRRADHÄNDLER DIE ANKLAGE wegen bedenklichen Ankaufes erhoben. Nach Feststellung des Tatbestandes verurteilte ihn der Richter,— es war der Dr. Schachner — zu einer GELDSTRAFE VON HUNDERT KRONEN ... Bei der Verkündung des Urteils geriet der Verurteilte in große Aufregung und schrie: Das ist eine Ungerechtigkeit; das lasse ich mir nicht bieten! Ich erstatte die Anzeige und werde verurteilt! Unerhört! Da er trotz allen Begütigungsversuchen nicht zu beruhigen war und fortlärmte, wurde er überdies noch zu einer DISZIPLINARSTRAFE VON 24 STUNDEN verurteilt, die er sofort antreten mußte.«

Und die Schüler werden erkennen, daß das Urteil bedenklicher war als der Ankauf. Tatsächlich bestärkte es damals viele Fahrradhändler in dem Entschluß, bei bedenklichen Ankäufen doch lieber zu warten, bis diese von anderen angezeigt würden. Die »bedenklichen Ankäufer« wurden nicht alle, aber sie wußten sich wenigstens der Strafe, die auf die ANZEIGE gesetzt war, zu entziehen. Es war eine merkwürdige Zeit, in der eine merkwürdige Rechtsmoral regierte. Hätte der Fahrradhändler die 60 Kronen, um die er geschädigt wurde, irgendjemand VERUNTREUT und vor der Anzeige zurückgegeben, so wäre ihm nichts geschehen. Da er selbst der Geprellte war und die Anzeige machte, mußte er büßen ... Hütet euch also! Die Gewissensbisse ob einer ehrlichen Tat sind schmerzlich.

[Vom Prozeß Zeller]

Kriminalist. Die Berichterstattung ist eine unangenehme Belastungszeugin. Durch einen Beistrich kann sie Existenzen gefährden. Da las man in der 'Neuen Freien Presse' (der man eine sorgfältigere Redigierung einer Aussage des Herrn Stukart zutrauen sollte) den folgenden Satz:

»Dann ging Prohaska wieder auf Friederike zu, die sich an seine Brust LEGTE, UND SAGTE: 'Ich habe ja nur den Strick ein bißchen zusammengezogen.'«

Dies Bekenntnis will Herr Stukart aus dem Munde des Prohaska gehört haben, und ließ ihn dennoch auf freiem Fuße! Aber nein, der vertrackte Beistrich ist schuld, er hat Friederikens Worte dem Prohaska in den Mund gelegt ... Zu einem ebenso unbegründeten Verdacht hat auch die Berichterstattung der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' verleitet. Der Vorsitzende ließ sich über die Finanzlage des Prohaska informieren. Durch eine fahrlässige Streichung des Textes hat der Reporter den folgenden fatalen Zusammenhang hergestellt:

»Auf die Frage des Präsidenten, ob er feste Einnahmen gehabt habe, erzählt Prohaska, daß er damals für Graz engagiert war; der Kritiker der 'Tagespost' habe ihn jedoch wegen seiner böhmischen Aussprache nicht goutiert und, als er in 'Carmen' aufgetreten sei, geschrieben: Das ist kein spanischer, sondern ein böhmischer Soldat. Präsident: SIE HABEN DOCH IMMER SCHLECHT GEZAHLT.«

Ein geflügeltes Wort haben wir dem Prozeß Zeller zu danken.

K o n f i s z i e r t .

Im stenographischen Protokoll der 431. Sitzung des Abgeordnetenhauses (20. Juli) ist eine bemerkenswerte Interpellation enthalten. Auch deshalb bemerkenswert, weil sie, wie ich aus sicherster Quelle weiß, ursprünglich von den Namen *sämtlicher Mitglieder einer Regierungspartei* unterzeichnet war. Sie überlegten sich's, als die Interpellation schon auf dem Präsidententische lag, und zogen ihre Unterschriften »aus politischen Gründen« zurück. Nur zu begreiflich. Es waren nämlich Sozialdemokraten.

Interpellation

der Abgeordneten Choc und Genossen an den Herrn Justizminister über die Konfiskation der 'Fackel':

Die Nr. 207 der in Wien erscheinenden Zeitschrift 'Die Fackel' enthielt die folgende von der Wiener Staatsanwaltschaft konfiszierte Stelle:

Der Polizeirat Stukart gab an, er habe dem Bräutigam der Friederike Zeller, da dieser sie von sich stieß, zugerufen: »Prohaska, nur Mensch sein!« Endlich eine amtliche Devise, die das schon ein wenig schadhafte Programm »justitia fundamentum regnorum« zu ersetzen imstande sein wird! An Friederike Zeller soll die Scheußlichkeit einer legitimen Tötung begangen werden, hundertfach scheußlich, da sie ein junges Mädchen treffen soll. Möge die Menschlichkeit, die sich so unvermutet im Bürozimmer eines Polizeirates etablierte, bei der Begnadigungsfrage nicht übersehen werden! »Prohaska, nur Mensch sein!«

Der Staatsanwalt hat in diesen Sätzen unerklärlicherweise eine Majestätsbeleidigung erblickt. Dies ist umso auffallender, als es sich hier ausnahmsweise um eine wohlwollende Kritik der Haltung autoritärer österreichischer Stellen handelt. Zum Schlusse wird lediglich die Hoffnung ausgesprochen, daß der neue Geist der Humanität sich auch bei der Frage der Begnadigung eines zum Tode verurteilten Mädchens geltend machen möge. Die als Devise empfohlenen Worte »Prohaska, nur Mensch sein!« hat ein k. k. Polizeirat gebraucht, und zwar gegenüber dem Bräutigam des Mädchens, der Prohaska heißt und ein ausgesungener Tenor ist. Da bei der rigorosesten Auslegung des Gesetzes in der konfiszierten Stelle von niemand eine Majestätsbeleidigung erkannt werden kann und da der Herr Staatsanwalt selbst in Verlegenheit kommen dürfte, wenn er nach den Gründen für seine Anschauung gefragt werden sollte, so stellen die Gefertigten die Anfrage:

Ist Se. Exzellenz geneigt, an den Preßstaatsanwalt in Wien, Herrn Dr. Victor Pollak, eine Weisung ergehen zu lassen, die ihn künftighin von unbedachten Konfiskationen abzuhalten vermag?

Choc

Jaworski

Klofac

J. Cerny

Dr. Kos

Dr. Baxa

Sehnal

Krempa

Hybes

Dr. Sobotka

Kubik

Cingr

Fresl

M. Olszewski

E. Breiter

Bojko.

Sternberg

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**